

**Klaus Sachs-Hombach, Klaus Rehkämper (Hg.):
Bild – Bildwahrnehmung – Bildverarbeitung.
Interdisziplinäre Beiträge zur Bildwissenschaft**

Wiesbaden: DUV Kognitionswissenschaft 1998, 296 S., 60 Abb., 9 Tab.,
ISBN 3-8244-4303-1, DM 66,-

Wieder einmal verspricht uns ein Klappentext, die derzeit so heterogenen Zugriffsweisen auf Bild und Wahrnehmung in einer allgemeinen Bildwissenschaft zu integrieren. Und wer würde angesichts der rasanten Entwicklungen namentlich innerhalb der Neurophysiologie nicht hoffen, daß nun endlich die unterschiedlichen anthropologischen, biologischen und kulturellen Aspekte der Wahrnehmung zu einer allgemeinen Theorie der Visualität synthetisiert werden? Solch ein universales Modell könnte dann gleichberechtigt neben die älteren traditionsreichen Sprachwissenschaften treten. Nachdem so die Kärnerarbeit systematisch umfassender Kategorienbildung geleistet wäre, müßte in fleißiger Detailarbeit nur noch die Fülle vorhandener und ständig neu entstehender Bildsorten mit diesem soliden Handwerkszeug geordnet werden. Einige der Beiträge des interdisziplinär orientierten Sammelbandes *Bild – Bildwahrnehmung – Bildverarbeitung* bieten denn auch entsprechende systematische Vorschläge, um es dann aber gleich wieder beim Versprechen weiterer Forschungen zu belassen.

Die Herausgeber der Dokumentation der gleichnamigen Tagung an der Magdeburger Otto-von-Guerike-Universität von 1997 – Klaus Sachs-Hambach und Klaus Rehkämper – verfolgen mit Gewinn eine andere Strategie. Sie versuchen erst gar nicht eine Bildwissenschaft mittels eines systematisch vollständigen oder 'wahren' Bildbegriffs zu begründen. Es geht ihnen nicht um das Bild schlechthin, sondern um „typische Bilder“ (S.123). Damit nehmen sie die alte Skepsis Wittgensteins beim Wort: „Würden wir also nach dem Wesen von Strafe gefragt, oder [...] des Wissens, oder des kulturellen Verfalls, oder des Sinnes für Musik, – so würden wir nun nicht versuchen, ein gemeinsames aller Fälle anzugeben, – das, was sie eigentlich alle sind, – also ein Ideal, das in ihnen allen *enthalten* ist; sondern statt dessen Beispiele, gleichsam Zentren der Variation.“ (Ludwig Wittgenstein: *Das Blaue Buch. Eine philosophische Betrachtung*, Frankfurt/M. 1980, S.190f.) Aus Sicht der Kunst- und Medienwissenschaften verdient vor allem ein Umstand Aufmerksamkeit: Mit solchem methodischen Pragmatismus gelingt es den Herausgebern und anderen Autoren ausgerechnet anhand der altehrwürdigen Kategorie Mimesis Brücken zwischen den unterschiedlichsten Disziplinen zu schlagen, also: „Bei der Beantwortung der Frage, ob etwas eine bildhafte Darstellung ist und wie sie darstellt, spielt der Begriff der Ähnlichkeit genau in diesem Sinne eine zentrale Rolle. Natürlich erkennen wir abstrakte Bilder als Bilder, aber nur, weil wir schon vorher typischere Bilder gesehen haben.“ (S.123) Ferdinand Fellmann schlägt im Rahmen seines Bemühens, semiotische mit naturwissenschaftlichen Kategorien zu verbinden, von hier aus eine Brücke zur Neurobiologie: „Dar-

in gleicht die Bildlichkeit der Wahrnehmung, und deshalb gibt es für Abbilder eine optimale Syntax, die dem 'Augenzeugenprinzip' entspricht, das in den Regeln der Zentralperspektive seinen geometrischen Ausdruck findet. Das eigentliche Problem beginnt dort, wo es um die Verarbeitung der visuellen Reize geht. Das ist die Domäne der Neurophysiologie." (189ff.) Der derzeit in den medientheoretischen Debatten hypostasierte Bruch zwischen analogen und digitalen, bewegten und unbewegten Bildern erscheint in einer derartigen interdisziplinären Perspektive dagegen eher als Problem zweiter Ordnung. Ältere Modelle der Kunstgeschichte, z. B. Gombrichs, den Michael Bischoff und Christine Petermann kommentieren, erhalten so überraschende Aktualität. Aus einer anderen, nun wieder an der Kunst des 20. Jahrhunderts orientierten Sicht widerspricht auch Lambert Wiesing jedem semiotischen Konventionalismus mit phänomenologischen Argumenten, denn „in semiotischer Hinsicht ist das Bild kein unersetzbares Phänomen. Was allerdings für immer verloren wäre, wenn der Mensch keine Bilder mehr hätte, das wäre die Sichtbarkeit des Abwesenden.“ (S.101) Michael Pauen geht weiter, denn er zeigt, wie sehr – biologisch gesehen – kognitive Fähigkeiten ursprünglich mit Visualität zusammenhängen, und keinesfalls – wie es die KI-Forschung glauben machen wollte, nur ein sekundäres Phänomen darstellen. (S.213)

Tatsächlich markiert die Vielfalt und unterschiedliche Qualität der Beiträge aus Psychologie, Neurobiologie, Kunstgeschichte, Semiotik und Kommunikationswissenschaft – die hier im einzelnen nicht gewürdigt werden können – eine aktuelle Verschiebung fort von einem durch die Paradigmen der klassischen Moderne geprägten Bildbegriff, der auch manche neuere Medientheorie noch *ex negativo* beherrscht, hin zu einer funktionellen Orientierung an einer evolutionär orientierten Kulturanthropologie und Neurobiologie. Dies gilt wenigstens dann, wenn man die interdisziplinäre Integrationsleistung der heterogenen Diskurse als Maßstab setzt. Die entscheidende Differenz zwischen den verschiedenen Positionen liegt oft quer zu den disziplinären Hintergründen in dem Bemühen, die pragmatische Funktion in den Vordergrund zu rücken, so Annekatrin Knopp in ihrer Vorstellung des probabilistischen Funktionalismus von Brunswik. Der Kunst- und Mediendiskurs der Moderne bleibt in dem Band jedenfalls merkwürdig abwesend, wenn seine Prämissen nicht gleich wie bei Wolf-Dieter Huber als ideologische Konstrukte entlarvt werden: „Wenn man also von ästhetischer Erfahrung spricht, muß man den Begriff immer wieder auf die jeweilige ästhetische Ideologie zurückführen oder mit ihr in Verbindung bringen, von der diese Erfahrung eine Instanz ist.“ (S.169)

Daß vor diesem Hintergrund eine neue Bildwissenschaft derzeit immer wieder programmatisch gefordert wird, kann selbst als Wissenschaftsmetapher der zunehmenden gesellschaftlichen Bedeutsamkeit digitaler Bilder wie auch der kopernikanischen Wende der Neurobiologie interpretiert werden. Wollen die alten, rein geisteswissenschaftlich geprägten Kunst- und Medienwissenschaften hierzu noch einen Beitrag liefern, müßten sie sich gleichermaßen von ihren eigenen historischen Voraussetzungen und Beschränkungen emanzipieren. Der strenge Funktio-

nalismus der modernen Evolutionsbiologie dürfte hierbei nützlich sein und die Geisteswissenschaften könnten von dieser neuen Leitdisziplin durchaus profitieren. Schon die Geschichte der Biologie selbst wird durch den Wechsel von hypostasierten Ordnungsschemata zu dynamisch-funktionalen Modellen geprägt, und für die moderne Evolutionsbiologie ist die Ordnung der Natur niemals statisch, sondern Ergebnis permanenten Wandels, eben die Naturgeschichte als Optimierung funktionaler Umweltadaption. Dementsprechend kann das Nachdenken über mentale, imaginäre oder materielle Bilder – wie die besten Beiträge dieses Bandes zeigen – selbst als Geschichte eines solchen funktionalen Wandels begriffen werden. Die allgemeine Bildwissenschaft wäre dann keine zusammenfassende Metatheorie, sondern die Integration unterschiedlichster Disziplinen in eine Kulturgeschichte funktioneller Adaptionen an die Natur des Sehens. Der vorliegende Band, in dem man durchaus zwischen den nach Disziplinen geordneten Kapiteln springen sollte, gibt manche Anregung hierzu.

Norbert M. Schmitz (Wuppertal)